

Helmut Richter

Laudatio zur Emeritierung von Prof. Dr. Horst Scarbath (2004)

Sehr geehrter Herr Vizepräsident, sehr geehrter Herr Dekan, meine sehr verehrten Damen und Herren, lieber Horst!

Wenn ich heute die Ehre habe, aus Anlass deiner Emeritierung die Laudatio zu halten, so hat das zunächst einmal einen formellen Grund: Ich bin zur Zeit der Geschäftsführende Direktor deines Instituts: des Instituts für Sozialpädagogik, Erwachsenenbildung und Freizeitpädagogik.

In dieser Eigenschaft möchte ich zunächst auch meinerseits Sie alle sehr herzlich zu dieser Emeritierungsfeier willkommen heißen und mich bei Herrn Gorschenek als dem Direktor der Katholischen Akademie für die Gastfreundschaft bedanken, die ja schon eine gute Tradition hat.

Zum Zweiten aber hat es auch einen inhaltlichen Grund, denn ich hatte die erfahrungsreiche Ehre, dein letzter Assistent zu sein, der sich zudem unter deiner Betreuung habilitiert hat. In diesen Jahren habe ich bei dir und mit dir das gelernt und forschend vertieft, was heute als Leitwort über deiner Emeritierung steht: dialogisches Verstehen – insbesondere wenn wir gemeinsam gerungen haben um das Verstehen Pestalozzis, Humboldts, Gadamers, Bubers oder Habermas' oder um das Einander-Verstehen.

Vor diesem Hintergrund wird es nicht verwundern, wenn auch diese Laudatio, in der es insbesondere darum geht, dich zu verstehen, das Ergebnis eines Dialogs ist, eines langen Dialogs, den ich mit dir geführt habe.

Ausgangspunkt war dabei meine Frage an dich, worüber man reden müsste, wenn man den Wissenschaftler Horst Scarbath verstehen will.

Marksteine auf dem Lebensweg

Der Schlüssel zu dieser Schlüsselfrage ist für Horst Scarbath sein ‚kurioser Lebensweg‘ (I, 1). Dazu gehört zunächst einmal im Sinne der Hegelschen Dialektik, wonach ja bekanntlich nichts werden kann, was nicht in der Keimform schon ist, dass Horst Scarbath im Jahre 1938 als Einzelkind eines Kaufmanns und einer Fremdsprachenkorrespondentin in Nürnberg geboren wurde, „irgendwo an der Bahn aufgewachsen“ ist (I, 1) und ein sehr guter Schüler war, der aber nicht singen konnte. Und damit ist eigentlich schon alles gesagt, denn:

In der alten Kaufmannsstadt Nürnberg als Kaufmannssohn geboren zu sein heißt, eine „innere Affinität zu den Hansestädten“ zu haben, einen „Blick in die Weite“ (I, 4) mitzubekommen und sich gegenüber Autoritäten „freundlich distanziert“ (I, 5) zu verhalten. Einzelkind zu sein impliziert, sich

„Begegnungen mit Menschen“ (I, 3) erschließen zu müssen. Ein guter Schüler zu sein bedeutete insbesondere in den 50er Jahren fast unausweichlich, Lehrer zu werden. Nicht singen zu können war der Anfang vom Ende für eine Volksschullehrer-Laufbahn. Und so verdichtete sich – da von der Mutter die Liebe zu den Sprachen genährt worden war – der Berufswunsch auf die Rolle eines Gymnasiallehrers in den Fremdsprachen. Unser Wissen, dass noch alle bedeutenden Pädagogen „irgendwo an der Bahn aufgewachsen“ sind – erinnert sei hier etwa an Rudolf Steiner oder Wilhelm Flitner –, schien sich dadurch wieder einmal nur durch eine Ausnahme zu bestätigen, weil der Beginn eines Fremdsprachenstudiums für das Lehramt in Erlangen noch nichts Großes verhielt. Wenn da nicht der neu berufene Hans Scheuerl gewesen wäre, der Horst Scarbath im Pädagogikum über Wilhelm Flitners Allgemeine Pädagogik prüfte und schon damals die Effektivität des Universitäts-Studiums erwies: Scarbath gewann durch Flitner einen prägenden Einblick in die Mehrperspektivität und Scheuerl eine wissenschaftliche Hilfskraft.

Insofern verflüchtigte sich der Ausnahme-Status rasch, denn Horst Scarbath fügte der Poly-Perspektivität nun die Poly-Aktivität hinzu und übernahm nicht nur eine Assistentenstelle beim nach Frankfurt gewechselten Scheuerl, sondern machte gleichzeitig sein Staatsexamen und seine viel beachtete Doktorarbeit über „Geschlechterziehung“. Damit nicht genug, vertiefte er sich zunehmend auch noch in die praktische Pädagogik, indem er Vorlesungen über Kinderpsychologie hielt, Jugendleiter fortbildete und Aufgaben in der Erwachsenenbildung übernahm, und wurde in Frankfurt – angeregt durch Mitscherlich, Brocher und den in Tübingen tätigen Bittner – zum Grenzgänger zur Psychoanalyse.

Und so“, sagt Horst Scarbath, „habe ich dann relativ früh diese Kombination entwickelt zwischen Allgemeiner Pädagogik ... pädagogischer Psychologie und pädagogischer Anthropologie auf der einen Seite und den außerschulischen Praxisfeldern auf der anderen Seite, wobei mir aber schon die Schule immer auch wichtig geblieben ist, in der Figur und der Rolle der lehrenden Person, wie die mit Kindern umgeht, wie die die verstehen kann“ (I, 2).

Aber so wichtig die Schule auch geblieben ist, als Lehrer in die Schule wollte Horst Scarbath nun nicht mehr. Jetzt ging es um einen anderen Lehrstuhl, und da er gleichzeitig auch schon relativ viel publiziert hatte und wegen seiner überregionalen Gremienarbeit an der Seite von Hans Scheuerl bei vielen Fachkollegen bekannt war, blieb einzig noch die Frage nach dem Ort zu beantworten. Sollte er einem Ruf nach Kiel folgen oder doch lieber nach Reutlingen oder Berlin?

Horst Scarbath entschied sich im Jahre 1970 für Hamburg, „weil das die einzige Hochschule war, die bereits die Lehrerbildung voll integriert hatte“ (I, 5). Und er ist dieser Stadt, dieser Universität, diesem Fachbereich und diesem Institut für Sozialpädagogik, Erwachsenenbildung und Freizeitpädagogik als ordentlicher Professor für Erziehungswissenschaft treu geblieben, obwohl er in den Folgejahren weitere Rufe nach Berlin, Münster, Lüneburg und Innsbruck hatte.

„Manchmal bereute man das, vor allem, wenn wieder mal alles zusammengestrichen wurde von den Finanzmitteln und dem Personal“ (I, 7), fügt Horst Scarbath nachdenklich hinzu. Die „innere Affinität zu den Hansestädten“, das im guten Sinne Hanseatische der Freiheit und Weltoffenheit und der freundlichen Distanz gegenüber Autoritäten, kurz: das Mehrperspektivische, hat ihn offenbar immer wieder an diese Stadt gebunden.

Geistige Auseinandersetzungen

Soweit zu den Marksteinen des Lebenswegs von Horst Scarbath. Aber diese Marksteine reichen nicht aus, um den Wissenschaftler Horst Scarbath und seinen Anspruch des dialogischen Verstehens nachvollziehen zu können. Dazu bedarf es zusätzlich einiger weiterer Hinweise auf seine „geistigen Auseinandersetzungen“ (II, 1). Sie kreisen um einen Begriff von Erziehungswissenschaft im Sinne einer Allgemeinen Erziehungswissenschaft – und nicht schon oder bloß einer Systematischen Erziehungswissenschaft –, in der nach Horst Scarbath „Themen, Aufgaben, Lebensprobleme verhandelt werden, die quer zu allen Spezialinstitutionen eine Rolle spielen. Also Sexualität, Medien, Entwicklung, solche Dinge ...“ (I, 2), und zwar solche Dinge auch wie die Jugendarbeit und im Weiteren Sinne die außerschulische Bildung.

Dass zum Begreifen dieser Themenfelder eine geistige Auseinandersetzung mit Freud gehörte, ist durch den Hinweis auf die Psychoanalyse schon angesprochen worden. Aber da Horst Scarbath die „Begegnungen mit Menschen“ suchte, kam er an dem Dialog mit den Aktiven der Studentenbewegung nicht vorbei – und damit auch nicht an einer Auseinandersetzung mit Marx, die schließlich in den Artikel über Marx als einen „Klassiker der Pädagogik“ mündete.

Unter dem Blickwinkel des dialogischen Verstehens noch bedeutsamer war jedoch die Auseinandersetzung mit Martin Buber. Ihm verdankt Horst Scarbath viel, wenn es darum geht, das Zwischenmenschliche im Sinne der Ich-Du-Beziehung und das gesellschaftstheoretisch fundierte politische Engagement zusammen zu denken, aber Bubers Meinung, „dass der Erzieher, wer immer das ist, in welcher Position auch immer, durchaus die Um-

fassung der Gegenseite vollziehen kann, d. h. gleichzeitig bei sich und beim andern sein kann, ... , dass aber der „Zögling“ dazu nicht in der Lage sei, das“, wendet Horst Scarbath ein, „fand ich immer eine sehr kühne Behauptung, auch in Erinnerung an meine Schülerzeit, wo wir das sehr wohl praktiziert haben“ (II, 2).

Diese Nachdenklichkeit gegenüber kühnen Behauptungen erinnert Horst Scarbath dann wieder an den prägenden Einfluss von Hans Scheuerl, von dem er gelernt hat,

„... alles immer in einer Halbdistanz zu sehen, also etwas ernst zu nehmen, aber nicht zu idolisieren, ... eine – Wie kann man sagen? Skepsis ist das falsche Wort, weil es schon eine Identifikation auch sein kann, aber so etwas wie eine – kritisch differenzierte Identifikation mit theoretischen und praktischen Ansätzen. Und auch immer zu wissen, wo die Grenzen sind, und ebenfalls systematisch auch danach zu fragen, wo die Grenzen eines Ansatzes liegen. Es ist etwas, was mir in der Lehre und auch in der Beurteilung von studentischen Leistungen bis hin zur Promotion und Habilitation dann auch immer wichtig geblieben ist. Sieht da jemand auch, wo er mit seinem Latein bzw. dem Latein, das er wo herholt, am Ende ist? Um also falschen Gewissheitsansprüchen nicht aufzusitzen, das ist für mich eine wesentliche Leistung von Wissenschaft“ (II, 2f.).

Und das eben ist für Horst Scarbath das Mehr-Perspektivische, das er schon bei Wilhelm Flitner kennen gelernt hatte.

Diesen zweiten Blick hat er jedoch nicht nur auf die ‚toten Denker‘ gerichtet. Er hat ihn auch immer praktiziert: Im grenzbewussten, aber eben auch grenzüberschreitenden persönlichen Kontakt und Austausch mit seinen Hamburger Kolleginnen und Kollegen aus der Psychologie, wie etwa Hugo Schmale, oder der Soziologie, wie Janpeter Kob, Peter Runde oder Christa Hoffmann-Riem, oder mit den Kollegen Günther Bittner in Würzburg, Andreas Flitner in Tübingen und Walter Hornstein in München.

Der Wissenschaftler Horst Scarbath

Nach diesem Rückblick auf den Lebensweg und die geistigen Auseinandersetzungen sind wir dann in unserem Gespräch auf das gekommen, was der Wissenschaftler Horst Scarbath gemacht hat.

„Angefangen hat's mit dem Thema Sexualität“ (II, 3). Zunächst mit der schon angesprochenen Doktorarbeit über „Geschlechtserziehung – Motive, Aufgaben und Wege“. Dann mit der Rolle als Experte für Jugendmedienschutz. In dieser Rolle verfasste er 1970 ein großes Gutachten über die „St. Pauli-Nachrichten“, ein von der Sexpol-Bewegung inspiriertes „offensiv

sexualthematisches Blatt“ (II, 5), in dem er „zur allgemeinen Verblüffung“ zu dem Schluss kam, diese Zeitschrift sei keineswegs sexualethisch desorientierend – mit Einschränkungen natürlich, denn wie sollte ein mehrperspektivisch denkender Wissenschaftler anders urteilen, aber immerhin.

Aus politischem Anlass – nämlich dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Prag 1968 – beschäftigte Horst Scarbath sich dann intensiver mit dem Thema Aggression und Aggressivität und war mehrere Jahre Mitglied in einer vom damaligen Bundespräsidenten Heinemann berufenen Kommission für Friedens- und Konfliktforschung, die u. a. gemeinwesenbezogene Projekte der Handlungsforschung, wie etwa die der Forschergruppe von Bahr und Gronemeyer förderte.

Aus seinem Verständnis als „unorthodoxer Christ“ hat Horst Scarbath zudem an religionspädagogischen Projekten zur Lehrer- und Pastorenfortbildung mitgearbeitet, um, wie er es ausdrückt, „das, was mir eigentlich als misslungener Religionsunterricht und misslungene Ansprache in kirchlichen Reden widerfahren ist, zu korrigieren oder dazu beizutragen, das zu korrigieren, z. B. durch Vermittlung eines besseren Verständnisses der Lebenslage, der Entwicklungsaufgaben, der inneren Welten von Jugendlichen“ (II, 6). Aus dieser Zeit stammt auch seine engere Zusammenarbeit mit den kirchlichen Akademien, von der wir heute wieder ein Beispiel erleben.

Im Zusammenhang mit den religionspädagogischen Projekten ist ein weiterer Themenbereich angesprochen worden, den wir auch schon im Kontext der Sexualpädagogik kennengelernt haben und der einen Schwerpunkt in der Forschung von Horst Scarbath ausmacht: der Themenbereich Jugend. Im Austausch mit Walter Hornstein ist es dabei um die Frage gegangen:

„Gibt es denn so etwas wie eine moderne Pädagogik des Jugendalters? Welche Elemente müsste die enthalten, dass sie nicht nur eine fraglose Ableitung aus Jugendsoziologie oder Jugendpsychologie ist, sondern so was wie – flitnerisch gesprochen – einen pädagogischen Grundgedankengang enthält? Was heißt denn: Junge Menschen verstehend fördern?“ (II, 6f.). Und zwar nicht im Sinne eines herrschaftlichen Verstehens, wonach Verstehen heißt, den anderen besser verstehen als er sich selbst, „sondern im Austausch“ (II, 7).

Aus diesem Frageansatz ist das von der DFG geförderte kriminal- und präventivpädagogische Projekt „Zur Genese von Devianz im frühen Jugendalter“ entstanden, das Horst Scarbath mit einer interdisziplinär zusammengesetzten Forschergruppe durchgeführt hat: mit dem Juristen

Hans-Joachim Plewig und dem Lehrer und Diplompsychologen Thomas Wegner. Neben gewichtigen Erkenntnissen über die Problematik einer frühzeitigen Zuschreibung von deviantem Verhalten hat dieses Projekt insbesondere auch methodologische Erkenntnisse erbracht:

„..., wir haben dabei gelernt, dass man nicht so eine, wie wir das damals sarkastisch nannten, „Kuck-hin-und-tschüss-Forschung“ machen kann, wie es die meisten gemacht hatten: Halt mal das Mikro hin und dann erzähl mal, sondern dass es auf der Zeitschiene einen großen Aufwand bedeutet, Vertrauen zu haben, präsent zu sein, und dass viele relevante Informationen von den jungen Leuten relativ spät kamen und eher beiläufig und gar nicht in der klassischen Interviewsituation“ (III, 1).

Zum Thema Jugend und abweichendes Verhalten gehört auch der weitere Forschungsschwerpunkt Heimerziehung, der in das Forschungsprojekt „Jugendpension“ einmündete, in dem es um die Frage nach einer Schleusenfunktion zwischen dem klassischen Vollheim und offeneren Wohnformen für junge Erwachsene und um die heute wieder aktuelle Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen einer offenen Heimerziehung ging. Und schließlich ist auch und wieder der Bereich der Erwachsenenbildung als Forschungsthema zu nennen. Was zunächst im Rahmen von Lehrer- und Diakonenfortbildungen seinen Ausgang genommen hatte, was sich in der Elternbildung und in Fortbildungsveranstaltungen nicht zuletzt im Rahmen der Katholischen Akademie fortsetzte, hat gegenwärtig in der Auseinandersetzung mit Konzepten der beruflichen Weiterbildung und Personalentwicklung einen Schwerpunkt erreicht. Diese Akzentverschiebung von der Jugend- zur Erwachsenenbildung hat sicher, so betont Horst Scarbath, „auch zu tun mit dem Älterwerden“, denn:

„Es gibt auch so eine ... Affinität eines Hochschullehrers, auch wenn er die Praxis fördern will, zu bestimmten Altersgruppen und Altersthemen. Man ist nicht immer interventionsberechtigt in der Jugendarbeit oder in der Arbeit mit Kleinkindern. Und man wird in der Erwachsenenbildung zunehmend interventionsberechtigt, wenn man älter wird. Die Frage der Führungslehre kann man schlecht als 30-Jähriger traktieren. Und insofern ist das sozusagen ‚natürlich‘. Vielleicht wächst da noch die Arbeit mit alten Menschen dazu – weiß ich nicht –, aber in den letzten Jahren ist bei mir die Arbeit mit Erwachsenen deutlich in den Vordergrund getreten“ (III, 4).

Horst Scarbath – ein Wissenschaftler?

Soweit der Einblick in die Themenbereiche des Wissenschaftlers Horst Scarbath. Aber Horst Scarbath wäre nicht Horst Scarbath, wenn er diese Themenbereiche nur behandelt und nicht auch auf die Möglichkeiten ihrer Behandlung hinterfragt hätte, und zwar im Allgemeinen wie im Besonderen.

Im Allgemeinen heißt das, die Frage zu stellen: „Was ist eigentlich Wissenschaft?“. Und dies heißt zugleich, an die Idee des Mehrperspektivischen zu erinnern, um nicht zu vergessen, „dass die Sichtweise, in der ich mich gerade befinde, die Blickrichtung, in der gerade ich mich bewege, eine grundsätzlich begrenzte ist“ (III, 5). So akzentuiert, konnte Horst Scarbath sich nicht zu den 68ern rechnen, wenn auch das Stichwort Politisierung in der Frage nach dem Praktischwerden des eigenen Faches oder in der von Habermas aufgeworfenen Frage nach dem emanzipatorischen Erkenntnisinteresse ihn durchaus provoziert hat – dahingehend eben, die Mündigkeit als Leitidee der Pädagogik dialogisch neu zu denken und zu praktizieren, z.B. in der Form eines engagierten Eintretens für die Drittelparität in der universitären Selbstverwaltung.

Das Dialogische radikalisiert, kann es dann aber nicht vor der Frage im Besonderen halt machen: Vor dem Zweifel, ob ich, Horst Scarbath, überhaupt ein Wissenschaftler bin:

„...vielleicht bin ich mehr ein aphoristischer Mensch, der im Augenblick – mal auch assoziativ – mal mehr gute, mal weniger gute Einfälle hat, der mal mehr, mal weniger in der Lage ist, auf den Menschen einzugehen, ... Ich bin's vielleicht in der Hinsicht, dass ich diese bohrende Frage nach dem Geltungsanspruch von Sätzen immer wieder neu stelle. Und dass ich immer wieder schaue, was muss man noch dazu sehen, was muss man noch wissen, welche Sichtweisen muss man noch heranziehen, um ein Problem zu bearbeiten ...

Aber ich bin jetzt nicht in dem Sinn der Wissenschaftler, dass ich das Sitzfleisch hätte, für ein Jahr nur über einem Buchmanuskript zu sitzen. Das empfinde ich mehr als eine Qual.

Oder Theorien zu basteln, wie das manchem liegt, oder ein Theoriegebäude zu erstellen, das ist nicht so mein Ding. Da liegt mir schon mehr die fröhliche Wissenschaft.“ (IV, 2f.)

Jedoch: Fröhliche Wissenschaft ja oder nein. Gar nicht beliebig hat sich Horst Scarbath in seiner Rolle als Betreuer von Examens- und Doktorarbeiten verstanden. Vielmehr hatte diese Betreuung für ihn immer „höchste Priorität“ (IV, 4), obwohl in den 70er Jahren manchmal über 100 Staatsexamensarbeiten pro Semester zu betreuen waren. Was die Zahl dieser Ex-

amina angeht, so spielte dabei eine Rolle, dass es früher üblich war, „dass man eigentlich grundsätzlich, wenn man die Kompetenz zugesprochen bekommen hatte, jedes Thema annimmt, wenn denn das Arbeitsbündnis tragfähig ist“ (IV, 5). Entsprechend reichte auch das Spektrum der betreuten Promotions- und Habilitationsverfahren von der Sexualpädagogik über die bildungspolitischen Programme der SPD oder von Pestalozzi über Schiller und Herbart bis hin zu Flitner. Was aber die Bewertung betrifft, so hat Horst Scarbath hier immer „relativ scharfe Kriterien“ angelegt: aus Gründen einer qualifizierten universitären Nachwuchsbildung und „..., auch aus Gründen der Gerechtigkeit. Es hat ja keinen Sinn, Abschlüsse und Noten zu entwerten aus Gutmütigkeit, sondern ich habe immer versucht, das Arbeitsbündnis so klar zu halten, dass alle wissen, wie sie da dran sind, auch mit meinen Erwartungen bzw. denen der Institution unserer Universität“ (IV, 6). Deshalb hat es nur drei Summa-Promotionen gegeben, „aber auf die“, betont Horst Scarbath, „bin ich auch wirklich stolz“ (IV, 6). Es sind dies die Arbeiten von Wilfried Schley über kooperative Verhaltensmodifikation bei Lehrern, von Thomas Schütze über den Bildungsbegriff bei Schiller und von Renate Hinz über die Pestalozzi-Rezeption in Preußen.

Allerdings: Eine Schule hat Horst Scarbath weder begründen wollen, noch hat er einer angehört. Er bleibt, wenn auch „vielleicht etwas brüderlicher und geschwisterlicher geworden“ (V, 1), als Einzelkind ein „Einzelgänger“ (V, 1) – ein „Flitner-Enkel“ (V, 2) zwar, aber doch auf Distanz zur geisteswissenschaftlichen Pädagogik wegen des problematischen Begriffs des Geistes wie überhaupt auf Distanz zu inhaltlichen Verfestigungen. Insofern versteht sich Horst Scarbath mehr in der Tradition einer Haltung: der hermeneutischen Tradition, „also qualitativ forschend denken, interpretativ verfahren in jeder Hinsicht, ..., weil, na Gott, ich bin halt auch kein Zahlenmensch, bin nicht so geschnitzt und finde es viel spannender und lebendiger, sich verbal auszutauschen ..., mehr Erkenntnis zu gewinnen durch symbolisch vermittelte Mitteilungen als durch ... Zahlenwerke“ (V, 2).

Stolz und Enttäuschung

Worauf ist Horst Scarbath am Ende von 33 Dienstjahren als Universitätsprofessor an der Universität Hamburg stolz, worüber ist er enttäuscht? Dies waren meine letzten Fragen in unserem fast 3-stündigen Interview. Stolz ist Horst Scarbath zunächst einmal darauf, „dass ich mich – sicher mit dankenswerter Unterstützung anderer: meiner Frau, meiner akademischen Mentoren – aber doch so hochgearbeitet habe, dass ich diesen von mir durchaus geschätzten Beruf ergreifen konnte und ihn greifen konnte, und

dass das jedenfalls in meinem Amtsverständnis eine unabhängige Position ist. Also ich kenne das nur noch beim Beruf des Richters analog, dass mir niemand vorschreiben kann, was ich denken und sagen soll und wann“ (V, 3).

Stolz kann ich auch darauf sein, fährt Horst Scarbath fort, „dass aus einigen Mitmenschen, die ich versucht habe zu fördern, in dem einen oder anderen Sinn was geworden ist, worüber ich mich freuen kann ... und ich freue mich immer auch richtig „kindisch – väterlich“, wie man es so nennen will, wenn ich jemand von denen mal wieder begegne“ (V, 3f.).

„Stolz bin ich auf einige wenige Publikationen, wenn ich die mal in die Hand nehme, wenn ich Zeit habe, wo ich sage, da steh' ich noch dazu. Das sind sicher nicht allzu viele, weil ich ja sowieso auch kein Vielschreiber bin, ..., aber so einiges – ja, o.k., kann sich sehen lassen, nach wie vor ... ja ...

Ein bisschen stolz bin ich sicher auch, trotz manchem Frust, dass ich Hamburger geworden bin und dass ich an dieser Universität bin. Da ist noch so eine Restidentifikation – trotz vieler Enttäuschungen – schon auch. Ich glaube, ich wäre an einer kleinen, schnuckeligen Hochschule in Würzburg oder in Passau oder Bayreuth nicht gut gefahren.“ (V, 4)

„Enttäuschungen ... ja, Enttäuschung, dass strukturell diese Freie und Hansestadt Hamburg, entgegen dem Blick, den ich als junger Mensch von außen darauf hatte, dieser Universität und meinem Fachbereich gegenüber immer wieder auch feindlich sich gezeigt hat ..., dass mir nicht die Ressourcen zur Verfügung gestellt wurden, um diesen Beruf mit Anstand auszuüben. Weder in der Nachwuchspflege noch in den Ressourcen und im Support, um mal ein anständiges Buchprojekt zu machen oder einen anständigen Antrag bei der DFG zu schreiben, ... Das ist sicher eine Enttäuschung, und da wäre ich an den vorhin zitierten kleineren Universitäten natürlich besser gefahren.“ (V, 4)

Horst Scarbath und wir

Nicht mehr, aber auch nicht weniger hat Horst Scarbath angesprochen, um den Wissenschaftler Horst Scarbath und seinen Stolz und seine Enttäuschungen verständlich zu machen, außer natürlich, dass er den Ball zurückgespielt und dazu aufgefordert hat, nun unsererseits zu sagen, wie wir ihn verstehen. Dazu wird – wenn Sie so wollen – heute noch hinreichend Gelegenheit sein. Einen Anfang möchte ich aber schon einmal machen, indem ich mir zum Abschluss sozusagen ein Wort außerhalb des Protokolls erlaube:

Horst Scarbath ist nach seinen eigenen Worten kein Systematiker. Und vielleicht ist das ein Wesensmerkmal des mehrperspektivischen Sehens,

dass es schwer fällt, sich für einen Blick, ein System zu entscheiden. Es hat Horst Scarbath aber ermöglicht, viele Perspektiven einzunehmen und zuzulassen und damit viele wissenschaftliche Abschlussarbeiten über ein breites Themenspektrum aufbauend und ermutigend – eben im Sinne Pestalozzis erporbildend – zu betreuen. Und dabei z. B. auch einen so hoffnungslos systematischen Denker wie mich anzunehmen, anzuerkennen, zu fördern und von der doch recht eindimensionalen Perspektivität eines Karl Marx hinüber zu begleiten zur Zwei-Perspektivität eines Jürgen Habermas, um so gemeinsam zu der alten Gewissheit zurückzufinden, dass auch Irren menschlich ist. Das eben macht den Wissenschaftler und Pädagogen Horst Scarbath aus, und deshalb, so denke ich, haben wir uns heute hier versammelt: um ihm dafür zu danken.